

Supervision und Selbstreflexion in der (Familien-)Mediation

Jutta Lack-Strecker

ÜBERBLICK

Die unterschiedlichen familiären Traditionen und Werte aller Mediationsbeteiligten sind in ihrer Wirksamkeit als unbewusste Muster des Handelns Gegenstand der Supervision. Das inzwischen „selbstverständliche“ Neutralitätsgebot für die MediatorInnen beruht in seinen Wurzeln auf der Entwicklung des amerikanischen Selbsthilfeansatzes: kritische Sorgfalt hinsichtlich des eigenen Wissens, Könnens und der persönlichen Haltung im Umgang mit den KlientInnen, um diese bei der Lösung ihrer Probleme aktiv einzubeziehen. Der Beitrag wird im Heft *perspektive mediation* 4/2011 fortgesetzt.

*„Methodenausbildung ohne Supervision ist wie Kaffee, der nicht geröstet wurde.“
Dora von Caemmerer, 1964*

Warum Supervision und Selbsterfahrung für MediatorInnen?

Von MediatorInnen wird erwartet, dass sie in ihrer Berufsausübung unparteiisch, neutral und balanciert wertschätzend sind, was u. a. auch heißt, dass sie einem Paar, einer Familie oder – besonders herausfordernd – Kindschaftskonflikten vorurteilsfrei gegenüber treten. Diese Forderung nach Neutralität und Allparteilichkeit klingt einfach und selbstverständlich und wird voraussetzungslos erhoben. Sieht man sich jedoch die Umstände näher an, wird die Einfachheit fragwürdig. Statt dessen stellt sich die unangenehme Be-

fürchtung ein, dass mit dieser so selbstverständlich klingenden Forderung etwas in Aussicht gestellt wird, das nur ausnahmsweise eingelöst werden kann, **da es im Idealfall Mediationspersonen mit der Emotionalität von Engeln voraussetzt.**

Die am Mediationsprozess Beteiligten leben nicht nur selbst in Beziehungen, sondern kommen ihrerseits aus unterschiedlichen Familien. In jeder dieser Familien bestanden eigene Werte und Verhaltensmuster, eigene Traditionen, die bewahrt und weitergegeben wurden. Traditionen werden wirksam in unbewussten Mustern oder Stereotypen. Diese

Verhalten und Weltsicht prägenden Muster werden innerhalb der Familien von Generation zu Generation weitergegeben. Dies geschieht nur selten explizit und bewusst, sondern in der Regel implizit in Form gelebter Praxis, wodurch Emotionalität, Werturteile und Verhalten stärker als durch verbale Ermahnungen geprägt werden. Traditionen – in unserem Kontext Traditionen zu Erziehung und Werten – werden umso stärker von den Familienmitgliedern in der Generationenfolge bewahrt und geschützt, je weniger sie den Einzelnen bewusst sind. In Traditionen und im Prozess von Enttraditionalisierung stehen alle an Mediationsverfahren beteiligten Menschen gleichermaßen, nicht nur die Klienten, auch die MediatorInnen. Letztere können ihrer Rolle und Aufgabe besser gerecht werden, wenn sie in der Lage sind, **mit ihren eigenen familiären Mustern und Traditionen sozial reflexiv umzugehen.** Dabei soll und kann Supervision helfen. Durch Aufdeckung eigener – auch und gerade unbewusster – Muster können wir uns unserer Vorurteile bewusst werden und lernen sozial reflexiv mit diesen umzugehen. So können wir neue Möglichkeiten gewinnen, um mit unseren Klienten gerade auch bei Kindschaftskonflikten freier von Vorurteilen umzugehen.¹

1 Lack-Strecker, 2002.

In diesem Beitrag möchte ich den Prozess nachzeichnen, wie in Deutschland die so selbstverständlich erhobene Forderung, MediatorInnen und Mediations-SupervisorInnen benötigten vor allem innere Balance und Neutralität, sowie je nach Feld tolerante Einstellungen und Kenntnis ihrer Haltungen z.B. zu Ehe, Familie, Erziehung, Trennung und Scheidung, zum Recht, zu Geld, Besitz, zu Reichtum und Armut, zu gesellschaftlichen Gruppierungen, zu anderen Kulturen, zu Politik und Umwelt, zu Konflikt und Macht² nach und nach kritisch reflektiert wurde und – oft noch zögerlich – in Konzepte von Mediations-Ausbildung und Mediations-Supervision integriert wurde

Entwicklung von Supervision in den USA und in Deutschland

In den 30er Jahren veränderte sich in den USA im Gefolge der Konjunktur- und Sozialgesetze des New Deal die bis dahin auf wohlthätiger Basis praktizierte Armenfürsorge zu einer Hilfe zur Selbsthilfe. In Lehre und Praxis der Sozialarbeit wurde die Idee, dass Sozialarbeiter entscheiden, was das Beste für die Klienten wäre, aufgegeben zugunsten der Maxime, „die Klienten bei der Lösung ihrer Probleme aktiv mit einzubeziehen“³. Supervision wurde nicht nur in die im Prinzip seit 1902 bestehende universitäre Ausbildung in Sozialarbeit einbezogen, sondern es entstanden daneben auch eigene Studiengänge für SupervisorInnen.

Emigrierte europäische Psychoanalytiker gewannen starken Einfluss auf die Ausbildung in Sozialarbeit und besonders in Supervision. Eine Eigenanalyse war Voraussetzung, um Supervisor/Supervisorin zu werden, denn „Supervision wurde gesehen als ein Prozess mit Veränderungen, dessen Dynamik mit der Anwendung der Psychologie des Ich erklärbar wurde“⁴. Schwenderwein und Kaliske fragen sich in ihrem Beitrag zur Geschichte der Supervision, ob der Ursprung der Supervision „womöglich

bei dem Österreicher Sigmund Freud, der die so genannte Mittwochsgesellschaft, eine Vereinigung von Psychoanalytikern leitete und beriet“, lag. Unbestritten sei aber, schreiben diese Autoren weiter, dass die Geschichte der Supervision in engem Zusammenhang mit der Entwicklung sozialer Arbeit in den USA stehe und einen maßgeblichen Einfluss auf die Konzeptentwicklungen der Supervision im Nachkriegsdeutschland hatte.⁵

Supervision in Deutschland ab 1945 orientierte sich auf der Suche nach Neuorientierung überwiegend an den in den USA bewährten Konzepten und Ideen. 1964 leitete Dora von Caemmerer, Juristin und Psychoanalytikerin, die erste Supervisionsausbildung in Deutschland. Ich persönlich lernte Dora von Caemmerer 1970 kennen. 3 Jahre supervidierte sie im Kontext von Sozialarbeit meine ersten Fälle. In 80 Doppelstunden Einzelsupervision lernte ich von der Juristin klaren Sprachgebrauch und strukturierte Arbeit. Dora von Caemmerer unterwies mich, die Akte eines süchtigen Arbeitslosen genauso sorgfältig zu bearbeiten, wie z.B. die Akte einer begüterten Arztfamilie, deren jugendliche, wohlbehütete Waldorf-Kinder ausgeflippt und zu routinieren, koksenden Schulschwänzern geworden waren. Unerbittliche Sorgfalt bezüglich Wissen, Können und persönlicher Haltung war Caemmerers professionelle Art, Menschen Respekt zu zollen. Wenn es um das Wohl von Kindern ging, erwartete sie von uns aktuelle Kenntnisse des Familien- und Sozialrechts sowie profundes Wissen über die Probleme zur psychischen und sozialen Entwicklung der Kinder. Uns Unerfahrenen zollte sie Anerkennung, indem sie sich mit der gleichen Genauigkeit vorbereitete, die sie uns abverlangte. Noch heute erinnere ich die vielen roten ‚Fähnchen‘ in meinen Akten, die ich 4 Tage vor einer Supervision bei ihr einzureichen hatte. Der Satz, der diesem Beitrag das Motto verlieh, stammt von ihr. Eine eigene Psychoanalyse setzte auch sie voraus, wollte man verantwortungsvoll in unterschiedli-

chen Konfliktfeldern professionell arbeiten. Meine (5) Lehrjahre auf der Couch hatte ich 1970 bereits hinter mir und der Prozess von Übertragung, Gegenübertragung und Reaktionen auf Gegenübertragungen waren mir vertraut. Dora von Caemmerer erlaubte uns nicht, – wie immer versiert – um den Eisberg herum zu schwimmen. Wir mussten tauchen lernen, um kongruent und gereinigt von Vorurteilen aus den Tiefen aufzutauchen.

Die Forschungen Kurt Lewins⁶ zur Gruppendynamik wurden in die Ausbildung von SupervisorInnen integriert. Selbsterfahrung und selbstreflexives Lernen in der Ausbildung führten zu Kompetenzmerkmalen, die heute noch aktuell sind: Subjekt-, Feld- und Beratungskompetenz. Ab den 70er Jahren wurden Struktur- und Organisationsentwicklung in die Supervision einbezogen, ab den 80er Jahren erweiterten systemische Konzepte die Supervisionspraxis in vielen neuen Zusammenhängen, zunächst in der Psychotherapie, später in Organisations-Beratung, Team- und Personalentwicklung. 1989 gründete sich die Deutsche Gesellschaft für Supervision e.V. (DGsv) als Berufs- und Fachverband für arbeitsweltbezogene Beratung in Deutschland. 2000 entstand aus dem Zusammenschluss zweier Familientherapeutischer Verbände aus den 70er und 80er Jahren die DGFS, ein berufsübergreifender Fachverband für Systemische Therapie, Beratung und Supervision.

Systemische Familientherapie in den 70er Jahren und ihr Einfluss auf Supervision und Mediations-Supervision

Systemisches Denken kennzeichnet, wie es die Systemische Gesellschaft

2 Diez, 2000.

3 Kadushin, 1990.

4 Kadushin, 1990.

5 Schwenderwein und Kaliske, 2001.

6 Kurt Lewin war einer der einflussreichsten Psychologen des 20. Jahrhunderts. Er leitete am MIT das Research Center of Group Dynamics und prägte 1939 erstmals den Begriff der Sozialpsychologie.

formuliert hat, ein **allgemeines wissenschaftliches Programm oder Paradigma und keine in sich abgeschlossene Theorie**. Es umfasst heterogene Denkansätze aus verschiedenen Disziplinen, deren Gemeinsamkeit der nicht-reduktionistische Umgang mit Komplexität ist: Allgemeine Systemtheorie, Autopoiesetheorie, Kybernetik, Synergetik, Kommunikationstheorie, Konstruktivismus, Chaostheorie u. v. a. Lineares Kausalitätsdenken und Objektivität als Kriterium treten in den Hintergrund gegenüber rekursiver Vernetzung, multifaktoriellen Zusammenhängen und kommunikativer Brauchbarkeit. Erkennen wird ebenso als beobachterabhängig verstanden wie als rekursiver Prozess von Kognition und Kommunikation. Der Erkennende oder Beobachter rückt in den Vordergrund und damit auch seine persönlichen Hintergründe, Muster, Strukturen, Traditionen und Haltungen.

Systemisch ausgerichtete Therapeuten/MediatorInnen gehen von der Autonomie der Klienten aus und betrachten diese als Experten und Expertinnen ihrer selbst. Dabei wird das individuelle Erleben des Einzelnen als subjektive Verarbeitung seiner lebensgeschichtlichen, affektiven und kognitiven Beziehungserfahrungen verstanden. Systemische Praxis fokussiert darauf, wie Mitglieder sozialer Systeme über Handlungen und Sprache Wirklichkeiten erzeugen und diese über spezifische Muster und Interaktionsprozesse aufrechterhalten. Intra- und interindividuelle Probleme werden auf der Ebene kommunikativer Muster und Beziehungsstrukturen sozialer Systeme rekonstruiert. Interventionen, die auf diese Systeme günstig einwirken, lösen Veränderungen aus und tragen zur Problemlösung bei. Konstruktivistinnen wie z. B. *Watzlawick* oder *von Glasersfeld* spinnen in Anlehnung an *Maturana*, *Varela* und *Bateson* die Idee der Bedeutungsgebung noch weiter: „Wir haben es nie mit der Wirklichkeit schlechthin zu tun, sondern immer nur mit Bildern der Wirklichkeit, also mit Deutungen. Die Zahl der jeweils mög-

lichen Deutungen ist groß, *subjektiv ist aber doch das Weltbild der Betroffenen meist auf eine einzige, scheinbar mögliche, vernünftige und erlaubte begrenzt. Aufgrund dieser einen Deutung gibt es meist auch nur eine scheinbar mögliche, vernünftige oder erlaubte Lösung.*“⁷

Systemische Mediations-Praxis knüpft an den Ressourcen der Beteiligten an und versucht, im Dialog mit den Betroffenen solche Beschreibungen und Optionen zu entwickeln, die die Möglichkeiten aller Beteiligten, wahrzunehmen, zu denken und zu handeln, erweitern. Systemische Praxis stellt einen sozial transparenten Kontext her, der geeignet ist, die gewünschten Veränderungen zu ermöglichen, sie sucht also nach Bedingungen, mit deren Hilfe die Klienten ihre Ressourcen aktivieren können, um in Selbstorganisation und Würde zu ihren Zielen und Vereinbarungen zu gelangen.

Etablierung von Supervision in Ausbildung und Praxis

In den 80iger Jahren des 20. Jahrhunderts könnten wir einige Parallelen zwischen den Berliner Anfängen von Mediation und Mediationssupervision zu den Anfängen in Wien konstruieren. In Berlin fand sich ab 1982 eine interdisziplinäre Runde aller an Familienkonflikten beteiligten Berufsgruppen zum Erfahrungsaustausch zusammen, um neue Wege für Kinder im Trennungsprozess ihrer Eltern vorzudenken. Vier Jahre beriet sich diese Gruppe an jedem letzten Freitag im Monat, bevor sie 1986 den Verein „Zusammenwirken im Familienkonflikt, interdisziplinäre Arbeitsgruppe e.V.“ gründete, aus dem sich – wiederum 4 Jahre später – eines der ersten Ausbildungsinstitute für Mediation in Deutschland entwickelte.⁸ Etwas unbescheiden in Analogie zu Wien könnte man diese Pioniergruppe auch die Berliner „Freitagsgesellschaft“ der Mediation und der Mediations-Supervision nennen. *Jochen Hiersemann*, Berlin, Jurist und Psychologe, Anwalt und Familienthera-

peut, Mitbegründer dieser Pioniergruppe, von 1996–2008 Sprecher des Ausbildungsbeirates der BAFM⁹, ist einer der wenigen Juristen, für die Supervision als Selbsterfahrung und Teil einer Ausbildung von MediatorInnen selbstverständlich ist. Er trug entscheidend dazu bei, dass Supervision in der Ausbildungsordnung der BAFM schon 1994 festgeschrieben wurde und zwar „sowohl, was die Supervision der AusbildungsteilnehmerInnen betrifft, als aber auch die Supervision der Ausbilder und Trainer, die sich alle BAFM-Institute zur Qualitätswahrung auferlegt haben.“¹⁰ Auf die enorme Bereicherung durch eine multiprofessionelle Ausbildung und Supervision habe ich in Beiträgen in der ZKM¹¹ hingewiesen; 2008 stimmten die BAFM, der BM¹² und der BMWA¹³ ihre Ausbildungskonzepte dahingehend ab, dass eine gegenseitige Anerkennung der Ausbildung erfolgen konnte, ein Meilenstein in der Kooperation der 3 großen deutschen Mediationsverbände. Supervision war selbstverständlich, jedoch ohne ein abgestimmtes Konzept für Mediations-Supervision.

Mediationsanalogue Supervision

1999 erschien ein erster Aufsatz zur mediationsanalogen Supervision. In diesen innovativen Beitrag von *Heiner Krabbe* flossen auch Überlegungen von *Hannelore Diez* und *Walter J. Lehmann* zu einem Fortbildungsprogramm für Mediations-SupervisorInnen ein. *Krabbe* konstatiert in seinen klar strukturierten Überlegungen zur Mediations-Supervision: „Zudem soll-

7 Watzlawick, 1977, S. 96.

8 20 Jahre Interdisziplinäre Zusammenarbeit, Beratung und Weiterbildung. Festschrift, Berlin 2007.

9 Bundesarbeitsgemeinschaft für Familienmediation e. V.

10 J. Hiersemann: Austausch, Training, Transparenz. Nachrichtenteil der BAFM in Kind-Prax 2003.

11 J. Lack- Strecker: Familienmediation als Schnittmenge von Psychologie und Jurisprudenz, ZKM 5/ 2001, S. 233-236.

12 Bundesverband Mediation e. V.

13 Bundesverband Mediation in Wirtschaft und Arbeitswelt e. V.

te die Haltung des Mediators Inhalt einer Mediations-Supervision sein. Als Verantwortlicher des Prozesses obliegen ihm vier Achtsamkeiten, die Inhalt einer Supervision werden können.“¹⁴ Diese beziehen sich auf: Neutralität, Zukunfts- und Ressourcenorientierung, Förderung der Autonomie und Entwicklung von Maßstäben für Fairness und Gerechtigkeit. Krabbe weist explizit darauf hin, dass *Blockaden von MediatorInnen in der Mediations-Supervision nicht auf ihre Ursachen hin bearbeitet werden*. „Vielmehr unterstützen die Supervisionsgruppe und der Supervisor den Mediator darin, für seine Blockaden neue Umgangsweisen und Regeln zu finden, so dass er für den weiteren Prozess der Mediation wieder handlungs- und gestaltungsfähig wird.“¹⁵

Im selben Jahr berichtete Friederike Woertge¹⁶ in klarer Offenheit über ihre Erfahrungen in einem Selbsterfahrungsseminar und wie „wertvoll der Bereich Selbsterfahrung für mich und meine Arbeit – nicht nur als Mediatorin, sondern auch als Rechtsanwältin- war.“ Hintergrund: Das Heidelberger Institut für Mediation¹⁷ hatte 1999 ein Pilotprojekt zur Selbsterfahrung unter dem Titel „Familienrekonstruktion für MediatorInnen“ in die Reihe seiner Ausbildungsmodulen aufgenommen.

Ebenfalls im Jahr 2000 setzt Hannelore Diez in ihrem Beitrag: „Mediationsanaloge Supervision in den verschiedenen Feldern von Mediation“ (ZKM, 2000) voraus, dass MediatorInnen und Mediations-SupervisorInnen *ihre eigene Konfliktgeschichte kennen und einigermaßen bearbeitet haben, damit sie in Mediationen genauso wenig wie in Mediations-Supervisionen parteiisch werden*.¹⁸ Wie und in welchem Rahmen Fragen zu kongruenter Haltung und Selbstreflexionen in die Ausbildung und Supervision von zukünftigen MediatorInnen integriert werden könnten, war noch kein Thema, rückte aber deutlicher in den Fokus der Diskussionen und Fortbildungen der MediationstrainerInnen.

2001 berichtete Sabine Zurmühl nach einer mehrtägigen Tagung der TrainerInnen von 10 BAFM-Ausbildungsinstituten auf der Kykladeninsel Tinos, von einem „provokanten Resumé“ welches lautete: „Haltung ist wichtiger als Methoden.“ Sabine Zurmühl beschrieb, wie die beteiligten AusbilderInnen und Ausbilder, die zu der Zeit über 12 Jahre praktischer und 10 Jahre Ausbildungs-Erfahrung in Mediation verfügten, eine Verschiebung ihres Blickwinkels konstatierten: „So weit Methode, Struktur und Transparenz wichtige Stichworte der mediativen Arbeit bleiben werden und müssen, so wichtig Recht als Fairnesskontrolle zweifellos ist, so erlebte in der Reflexion der eigenen Praxis und Lehre der Blick auf die Haltung (der Mediatoren und Medianten!) eine unerwartete Virulenz und Lebhaftigkeit.“¹⁹ Unter anderen zitierte Zurmühl Regina Harms, Rechtsanwältin aus Hamburg: „Die Auseinandersetzung mit mir selbst, als meinem eigenen Arbeitsinstrument besteht auch außerhalb der Mediation darin, in der Kommunikation **das Urteilen aufzugeben und selbst bei Angriffen und Rückzug meines Kommunikationspartners offen zu bleiben**.“

2002 fasste ich die neuen Überlegungen zu Haltung und Selbstreflexion unter den Stichworten „Tradition und Mediation“ sowie „Sprache und Mediation“ zusammen²⁰ und im Jahr darauf meine Erfahrungen mit „Familienrekonstruktion für MediatorInnen“ am Heidelberger Institut.²¹

2004 schrieb Reiner Bastine, es sei in „der konzeptuellen Entwicklung (wichtig) zu verstehen, wie und warum Mediation bei der Bewältigung zwischenmenschlicher Konflikte helfen kann und hilft.

Um dies besser zu verstehen, müssen wir uns grundlegender mit zwei Bedingungen beschäftigen: mit der psychologischen Situation von Menschen im Konflikt einerseits, mit den Haltungen und Prinzipien, die handlungsleitend für Mediatoren sind, andererseits.“²² In diesem hervorragenden Band wer-

den Haltung (Bastine) und Sprache (Mecke) von MediatorInnen in einem engen Zusammenhang gesehen.

2005 widmete „Spektrum der Mediation“²³ eine ganze Ausgabe dem Thema „Haltung in der Mediation“. Viele namhafte MediatorInnen des BM **schrieben** Beiträge zum Bewusstsein, zur Haltung und zur Achtsamkeit in der Mediation. Zur gleichen Zeit beleuchtete Ljubjana Wüstenhube einen besonderen Aspekt von Haltung: Körpersprache mache Rückschlüsse auf innere Haltungen möglich. Körpersprache als nach außen gekehrtes Inneres und umgekehrt. Kongruenz passiere „ganz automatisch und ungekünstelt, wenn wir uns im völligem Einklang zwischen innerer Haltung, unseren Aussagen und dem momentanen Kontext befinden“. Das Handwerkszeug von MediatorInnen werde durch bewusste Wahrnehmung und gezielten Einsatz von nonverbaler Kommunikation enorm bereichert, da sie – weitgehend unbewusst – maßgeblich unsere Interaktionen gestalte.²⁴ 2006 ging Yvonne Hofstetter Rogger der Frage nach: Was ist Mediation, was ist Supervision? Für sie ist Supervision „eine Form der Beratung, die dazu stimuliert, das eigene Denken, Fühlen und Handeln in beruflichen Kontexten zu reflektieren so wie Selbstreflexion an sich zu lernen.“²⁵

Das Thema Haltung war offenbar bei MediationsausbilderInnen und Prak-

Fußnote nicht fett

14 Krabbe 1999.

15 Krabbe aaO S. 161.

16 F. Woertge: Familienrekonstruktion beim Heidelberger Institut für Mediation – Plädoyer für Selbsterfahrung in der Mediationsausbildung. Kind-Prax 5/2000.

17 Unter der Leitung von Lis Ripke und Reiner Bastine.

18 Diez 2000.

19 S. Zurmühl: Essentials der Mediation – Haltung als Arbeitsinstrument. Kind-Prax 5/2001.

20 J. Lack-Strecker, 2002.

21 J. Lack-Strecker, 2003.

22 J. M. Haynes/A. Mecke/Reiner Bastine/L. S. Fong, 2004.

23 Spektrum der Mediation, hrsg. vom Bundesverband Mediation, 18. Ausgabe, Frühjahr 2005.

24 L. Wüstenhube, 2005.

25 Y. Hofstätter Rogger, 2006.

tikerInnen zu diesem Zeitpunkt angekommen. Vergleicht man die unübersehbaren Bücher und Beiträge zu Mediation und Mediations-Ausbildungen, so erstaunt, dass nur wenige Veröffentlichungen zu mediationsanaloger Supervision auf dem Markt sind. **Arbeiten zur Selbstreflexion von MediatorInnen und MediationssupervisorInnen scheinen bis heute Ausnahmen zu sein.** Eine dieser Ausnahmen ist, seit Mediation nach Europa ‚zurückkam‘, die Stimme *Joseph Duss-von Werdts*. Als erfahrener Familientherapeut wusste er: „Die wohl schwierigste Dimension mediativer Haltung ist die wache Distanz zu sich selbst. Ausbalanciert werden

braucht sie auf intellektueller, wertender und emotionaler Ebene.“²⁶

Ende des ersten Teils. Teil 2 in *perspektive mediation* 4/2011.

Literatur

- Diez, H. 2000 Mediationsanaloge Supervision in den verschiedenen Feldern von Mediation. ZKM.
- Himmelstein, J. 1998, auf dem Cover von: G. Falk, P.Heintel, Chr. Pelikan: Die Welt der Mediation.
- Haynes, J. M., Mecke, A., Bastine, R., Fong, L. S. 2004 Mediation: Vom Konflikt zur Lösung. Klett-Cotta, Stuttgart.

Hofstätter Rogger, Y. 2006 Mediation-Supervision im Vergleich *perspektive mediation* 2005/ 3 S. 124–127.

Kadushin, A. 1990 Supervision in der Sozialarbeit. *Supervision* , Heft 18, S. 27.

Krabbe, H. 1999 Die mediationsanaloge Supervision. In: *Konsens* 3, 2. Jg. 1999, S. 160–165.

Hinweis: Das ausführliche Literaturverzeichnis finden Sie unter www.mediation.voe.at

26 J. Duss von Werdt, 1999.